

# Die Neue Welt

Nr. 13

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

## • • • Am Wege sterben. • • •

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Neßi war ganz blank beschneit. Hügelchen und Büsche, weiß und schimmernd, erhoben sich über das Feld. Das war die Schmelz, sie wußte das. Und wenn sie da hinüberging, so kam sie nach Rudolphsheim, und dort wohnte der alte Bondra. Sie wußte seine Wohnung, und ein ganz freundliches Aufnahmewort war in ihr. Nun war sie geborgen! Für einige Tage wenigstens nahm er sie auf, und der kluge Alte wußte dann sicherlich weiteren Rath. Daß er ihr nur so gar nicht früher eingefallen war! Das machte die dumpfe Verlorenheit, in der sie seit dem Tode der Mutter gelebt, gelähmt und angefröstelt durch die Ahnung eines immer näheren und ganz unentrinnlichen Unheiles. Das hatte sich offenbart und lag nun hoffentlich schon hinter ihr.

Ein starker Wind hatte sich aufgemacht. In gleichen, steten kräftigen Stößen zog er über die Haide und fauchte ihr entgegen. Der wollte sie wohl hindern, dachte sie, und sie lächelte ganz glückselig dazu. Mit dem unwirschigen Gefellen würde sie schon fertig, und sicher leichter und mit milderer Aufregung, als nöthig gewesen, von Stara los zu kommen. Nur frisch hinein! Der Schnee stieg in Säulen, und es begann wieder zu schneien, trocken, stäubend und unablässig. Sie schritt rüstig vorwärts, das Kittelchen hoch. Erst lief sie beinahe. Danach, als sie in der Brust ein Stechen spürte, mäßigte sie ihre Eile. Sie zählte die Schritte. So gar weit war es am Ende doch nicht.

Nur daß man in der großen Dunkelheit die Fußpfade nicht recht ausnehmen konnte, welche durch den Schnee getreten waren. Da gerieth man in eine Senkung und ward müde und durchfältet bis in's Innerste. Auch war der Mublied so trostlos. Spärliche Bäume standen schwarz zum lichten Himmel und schätzten mächtig, wenn ihnen der Sturm in's kahle Gezweig fuhr. Das sah manchmal komisch aus. Wie Lehrlingen, wenn sie der Meister beutelt, so thun sie, dachte die Kleine Neßi. Etwas später fuhr sie zusammen; so ein plötzliches Stöhnen schrie auf durch die Nacht. Dies Alles aber, die Schrecknisse matteten sie ab und sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Nur dort, wo sie eben stand, war's so ganz finster. Wohin sie immer sah, vor ihr, nach rückwärts, zur Rechten wie zur Linken war Licht. Ueberall standen Häuser mit Menschen darin. Und nicht eines Menschen Kind in dieser ganzen großen Stadt war so ohne seine Schuld also ganz verlassen, wie sie. Sie mußte bitterlich weinen, als ihr dieser Gedanke kam und sie bedrängte. Und um sich auszuschluchzen, setzte sie sich auf eine Bodenwelle, da der Sturm den Boden blank gefegt hatte. Vor ihr, über hellen Böschungen zog sich eine dunkle, ebenmäßige Linie durch den Schnee. Etwas mit

glühenden Augen, gewaltig rassend, mächtig schnaubend zog darauf an ihr vorüber. Das war ein Zug der Westbahn. Eine Schul-Grinnerung kam ihr, und sie leierte die Hauptstationen her, wie sie sie gelernt hatte. Endlich — Paris! Es war ihr, als hätte sie die ganze Fahrt mitgemacht, und etwas wie ein unerhörter Glanz empfing sie an ihrem Ziele. „Paris!“ flüsterte sie. „Paris!“ Und ihr tanzten Lichter vor den Augen.

Ueberhaupt — und das war doch merkwürdig — als sie sich nun erheben wollte, rückten die Lichter von allen Enden auf sie zu, und die vor ihr, welche ihr das Ende ihrer Wanderungen andeuteten, tanzten auch so einen tollen Reigen . . .

Es ließ sich so gar nicht aufstehen. Manchmal fiel ihr eine verirrte Flocke in den Hals und zerfloß dort. Das war ein frostiges und dennoch nicht unbehagliches Gefühl. Es mußte sich am Ende hier auch ganz bequem schlafen lassen. Gehen hätte sie doch nicht mehr können; dann mit einem Male hörte sie um sich, in sich so gellende, messerscharfe Töne, wie sie noch nie Ähnliches vernommen. Sie vereinigte sich, schollen, sanken — eine unerhörte Musik! Was war das nur? Wer rief ihr so? Sie streckte sich aus. Es bedünkte sie, als steige sie in ein ganz frisch überzogenes Bett, wo man auch nicht recht weiß, ob es kühl oder feucht ist. Nun mußte man schon so vorlieb nehmen. Sie suchte sich die Kleider zurecht und lag mit weit geöffneten Augen da, zum schwarzen Himmel emporstarrend, über den es immer wieder lief wie ein sehr heller Rauch, und der ihr näher rückte, als wollte er das Kind zudecken. Und wie eine Helle strömte es daraus. . .

Der Sturm zog seine Bahnen weiter. Der Schnee fiel. Sie merkte nichts mehr davon. Sie schaute nur und lauschte. Noch einmal wendete sie sich und kispelte gewohnterweise ihr Vatermüser. Dann ent schlief sie. . .

13.

Herr Karl Stara hatte die Nacht recht friedlich und sonder Arg durchgeschlummert. Bienenlich spät und wie meist mit etwas Kopfschmerzen erwachte er. Seine Kleider lagen unberührt und also auch ungeputzt, wo er sie zu Abend von sich gethan. Das ärgerte ihn, weil er nun durchaus keine Schlampelei leiden konnte, etwas auf sich hielt und sich dadurch genöthigt sah, an einem Wochentage seinen besseren Anzug anzulegen. Er machte sich fertig, und in einigermaßen verdrießlicher Stimmung über solche Ungehörigkeiten ging er seinen verschiedenen Geschäften nach. Zu Abend wollte er der Neßi, dem dummen Fräulein, die sich offenbar nicht mehr zu ihm hineingetraut, seine Meinung und daß es so nicht weiter ginge, schon tüchtig sagen.

Er hatte Abhaltungen, fand gute Gesellschaft, sang und kam also wieder einmal recht spät heim. Die Hausmeisterin fragte ihn beim Sperren etwas. Er überhörte es und wäre auch kaum in der Verfassung gewesen, ihr darauf eine richtige und vernünftige Antwort zu geben. Er warf sich in sein Bett mit einem so schweren Mauth, daß ihm gar nicht auffiel, wie unberettet es war, wie so ganz in der gleichen Verfassung, in welcher er zu Morgen es verlassen hatte.

Er schreckte aus seinem dumpfen und bleiernen Schlaf auf, zeitiger als sonst. Ein übler Geruch lag auf seiner Brust und drückte wie körperhaft darauf. Es schwälte der Tabaksdampf vergangener Tage kalt und brenzelnd durch das Zimmer. Häßlich schlug der Geruch von Hum durch. Es war sehr frostig und muffig; man hatte offenbar weder gelüftet, wie es sein sollte, noch gestern zu Nacht gehörig eingeeizt. Alles sah wüst, überstäubt und verkommen aus. Ihn ekelte und ihn graste es. Es war so todtentill: Die Pendeluhr, ein theures Brunkstück seiner Stube, stand, und wie todt hing der Pendel nieder. Sonst — er sah nach der eigenen Uhr — war um diese Zeit die Stube immer schon mindestens halbwegs in Ordnung. Ueber jenem Stuhle, reinlich und sorgfältig gelegt, hing sonst sein Gewand. Warum heute nicht? Das war unerhört und nicht länger mehr zu dulden; das brauchte er sich für sein gutes Geld von einem zimperlichen Ding nicht bieten zu lassen. „Neßi!“ rief er zornig und dennoch mit geheimer Angst. Er horchte voll Erwartung. Keine Antwort. Die behenden Füßchen trippelten nicht zu seiner Thür, die fünften Fingerchen pochter nicht wie sonst daran, kein helles Stimmchen fragte durch den Spalt: „Was wünschen Sie, Herr Doktor?“

Er fuhr auf und machte sich in der größten Hast fertig. Wie die Kleider eben waren, so warf er sie um sich. Er selber sah übermäßig, verflört und sehr aufgeregt aus, als er sich bei der Nachbarin erkundigte, ob sie nichts über den Verbleib der Kleinen wisse. Die Frau kam eben vom Einkauf zurück und sah ihn, als er sie stellte, wie ihm vorkam, recht argwöhnisch an. Ober war es spöttisch gewesen? Aber sie betheuerte, seit zwei Tagen die Kleine nicht gesehen zu haben, und that sehr bestürzt. Verborg man sie ihm? Zettelte sich da etwas gegen ihn an? Es schien ihm wichtig, und er konnte, obwohl er sich zerjamm, nicht recht in's Klare darüber kommen.

Er wußte nicht, wie er diesen Tag hingebracht. Aber in seinen Stunden litt es ihn nicht — er war nicht so feierlich und ernsthaft und salbungsvoll wie immer, und von der Sneipe jagte es ihn nach



Hause, eben als es erst recht fidel zu werden be-  
gann. Eine geheime, doch sehr zweifelnde Hoffnung  
glitt blaß und geisterhaft vor ihm die sehr ans-  
getretenen Stufen zu seiner Wohnung hinan. Als  
er den Schlüssel in die Thür steckte, da wäre er  
am liebsten umgekehrt. Wohin aber alsdann?

Er trat ein. Ein Blick genigte: die Wohnung  
war wiederum durch die ganze Zeit seiner Abwesen-  
heit von keines Menschen Fuß betreten worden.  
Um Gotteswillen! Was war da geschehen? Er  
kämpfte mit sich, um nicht zu brüllen vor jäher  
Angst. Was war nur geschehen? Er zog sich  
nicht aus. Die Fenster riß er auf, weil er er-  
sticken zu müssen glaubte in dieser unerträglichen  
Luft, setzte sich auf sein Sopha und starrte in die  
Kerze, wie sie langsam niederbrannte. Er betete,  
sie möchte doch die Nacht aushalten. Dann sollte  
ihm das ein Wahrzeichen dafür sein, daß Neji  
wohlbehalten und gut aufgehoben war. Aber —  
bei wem denn? Es fiel ihm nicht ein, zu wem  
sie sich begeben haben könnte, und Alles in ihm  
sperrte sich gegen jedes Nachdenken. Er that die  
unmöglichsten Gelübde. In ein Kloster der härtesten  
Observanz gehen, sein ganzes übriges Leben wollte  
er der strengsten Penitenz weihen, wenn ihr nur  
nichts geschehen war. Aber eine Märzemacht währt  
lang. Die Kerze erlosch. Nun machte er sich die  
bittersten Vorwürfe, daß er nicht viel später heim-  
gekommen sei, als wäre wirklich das Schicksal der  
kleinen Neji mit dem des Lichtstumpfens verknüpft  
gewesen. Er brach in ein ständiges Schreien aus in  
der Dunkelheit, fürchtete sich unjählich vor dem zähne-  
klappernden Frost, der an ihn heranschlich, und schlug  
sich in verzagter Wuth selber mit Fäusten.

Am nächsten Morgen wollte er die Vermisste  
anzeigen und dann selber auf die Suche gehen.  
„Die Polizei!“ schalt er vor sich hin. Denn wie  
anders, wie ohne ihre Schuld, hätte sonst ein  
Mensch verloren gehen können in einer wohl-  
polizierten Stadt, wo man an- und abgemeldet  
werden mußte? Aber, es konnte leicht ekelhaft auf  
dem Kommissariate werden. Ekelhaft und un-  
angenehm für ihn; denn sie waren so schrecklich  
neugierig. Auch gut — begann gleich seine Buße,  
die er um auf sich nehmen mußte, so gut er's im  
Grunde mit dem Kinde gemeint. Wie ein Dieb, damit  
er ja niemandem Neugierigen begegne, hauchte er  
aus dem Haupte. Er trat in das nächstbeste Kaffee-  
haus und ließ sich eine Zeitung geben. Auf einmal,  
während er noch bei seinem Frühstück war, ward er  
sichtbar, ließ die Zeitung sinken und sah hinter  
sich, unglücklich wie ein Verfolgter. Hastig sah er  
nicht wer an der Schulter? Immer wieder las er  
die gleichen, wenigen Zeilen:

„Auf der Schmelz, unweit vom Bahndamme der  
Reichbahn, wurde gestern die Leiche eines etwa  
sechszehnjährigen Mädchens, nur dürrig-bekleidet,  
gefunden, welches sich während des großen Schnee-  
staus vom 16. März da verirrt zu haben scheint.  
Die Leiche, zu deren Agnosizirung sich vorläufig gar  
keine Anhaltspunkte ergaben, wurde in die Leichen-  
kammer des allgemeinen Krankenhauses überführt.  
Es liegen aber auch keinerlei Anzeichen vor, welche  
die Annahme einer Gewaltthat rechtfertigen würden.“  
Sein Entsetzen war somit überflüssig. Er wollte  
nichts, wo er sie finden konnte. Aber, sollte er über-  
haupt erst hin? Wozu denn? Es war notwendig.  
Erst wollte sie doch wohl agnosiziren. Und dennoch  
war eine große Reue und eine Furcht in ihm vor  
dem Angeblühten, in welchem er an der Leiche stehen  
würde. Das war sein Wille nicht gewesen und er  
wollte dem Verhängnis die bösesten Vorwürfe,  
das ihm eine solche Schuld aufgeladen. Sich selber  
aber schalt er eigentlich nur wegen eines einzigen,  
keines letzten, klaren Gedankens am Morgenabend  
— denn ihm fiel nachträglich ein, daß er sich noch  
vor dem Entschlafen mit der Angst der Reue vor  
ihm befaßt und wie halbwegs das sein müßte, verlor  
sich die erst völlig in der Betrübtheit. Und solche  
Erwägungen begleiteten ihn auf dem kurzen, doch  
traurigen Weg in die Leichenkammer.

Das ist ein hässlicher, lapidarer Name,  
der niemals ganz leer steht, im stillen, versteinerten

Hofe des allgemeinen Krankenhauses. Denn die  
Toten und die Stichen sollen einander nicht be-  
geggen — durch ein Thor schreiten, sie ein, durch  
ein anderes werden sie von hinten getragen. Es ist  
schmäler, als das erste — die Toten beanspruchen  
minderen Raum und so gar geduldig. Sie war schon  
aufgebahrt. Neben ihr lag ein Selbstmörder, den  
man Tags zuvor mit durchschossener Schläfe im  
Stadtpark gefunden hatte. Ganz unverändert für  
den ersten Blick war sie. Sie war rührend in ihrem  
armen Kleide und sah aus, als schlummere sie.  
Nur die Wangen waren etwas stärker und starrer  
geröthet als im Leben, und die Fingerpitzen schim-  
merten bläulich. Man hatte ihr die Hände ver-  
schürzt und ein Kreuzchen zwischen sie gesteckt. Auf  
ihrer Brust lag ein Weidenstrauß, wie man ihn  
um wenige Kreuzer kauft. Herr Stara trat zur  
Toten und sah dies Alles.

Er faltete die Hände. Den Hut an sich ge-  
preßt, begann er ein Vater Unser zu beten für die  
arme Seele, die ohne Beichte und Beigspredung  
gen Himmel gefahren. Und dennoch schien ihm sein  
Thun eine ungeheuerliche und verruchte Komödie.  
Denn sie war sündenlos und rein, war doch sogar,  
gleich mancher Seligen, um die Bewahrung ihrer  
Reinheit gestorben und mochte nun schon Anderen  
fürbitten — er wußt es besser, als sonst Einer.  
Wie zu einer Bestätigung seiner eigenen Gedanken  
vernahm er Leise, doch erregt gesprochen: „Für sie  
braucht nicht zu beten, Stara. Wir von der Ana-  
tonie wissen, daß das nicht nöthig ist.“

Er erschrak so heftig, daß ihm der Hut entfiel  
und auf den Boden kollerte. Das klang dumpf  
und nachhallend auf den Fliesen im gewölbten Geläß.  
Er bückte sich, hob ihn auf und säuberte thümlichst  
unständiglich daran. So gewann er einige Fassung:  
„Du bist hier, Siebenstein?“

„Ja, ich bin hier. Das siehst. Und ich will  
mit ihr hinausfahren. Gleich wird man um sie  
kommen. Sie geht nicht mit den Aemtern, die der  
St. Joseph v. Arimathia-Berein hinausführt.“

„Du zahlst das Begräbniß? Na ja, weil Du  
immer nobel gewesen bist. Das ist aber einmal  
schön von Dir.“

Siebenstein sah ihn böse und drohend an: „Eine  
Ehelei ist's. Eine hirnweiche Sentimentalität. Eine  
zwecklose Verschwendung. Aber Du hast was am  
Gewissen, Stara! Sonst machst Du mir keine  
Schmeicheleien, sag' ich Dir!“

Herr Stara entsetzte sich heftig: „Nein! Man  
müßte doch! Ich müßte doch herkommen, nachdem  
sie mir gefehlt hat.“

„So? Gefehlt hat sie Dir? Und was willst  
denn eigentlich da?“

„Was ich da will?“ Herr Stara verwunderte  
sich. „Agnosiziren müßt' ich sie.“

„Dann hältst Du den Weg sparen können.  
Agnosizirt habe ich sie schon.“

„Und dann — ich hab' doch so lange bei ihnen  
gewohnt. Ich weiß nicht einmal, wie viele Jahre.  
Noch seit sie ein Mädel war, ferne ich sie. Und  
dann und darum möchte ich ihr doch die letzte Ehre  
geben und sie doch hinausbegleiten.“

„So, hinausbegleiten möchtest Du sie? Ich hab'  
nur einen Wagen bestellt. Traust Du Dich, mit  
mir in einem Wagen zu sitzen?“ Und er trat jäh-  
lings und wie in aufstrebender Wuth an den An-  
deren heran.

Herr Stara bezwang sich und sein Erschrecken:  
„Ja, warum denn nicht?“

„Ich hab' nur gemeint,“ lenkte Siebenstein ein.  
„Ich bin wunderbar. Seit ich das Kind in der  
Anatomie gefunden hab' — samst Dir meine Ueber-  
zeugung denken! — bin ich sehr wunderbar. Sie  
war noch ganz Kind. Denn — aber wozu soll  
man viel reden?“

„Du hast sie lieb gehabt.“

„Ja,“ entgegnete der Mediziner trocken. Und  
in plötzlich ansprechendem Gefühl: „Und ich hab's  
nicht einmal gewußt. Erst wie man sie getragen  
gebracht hat, erst da hab' ich's gewußt. So wird  
Dir Dein Leben lang etwas fehlen, etwas, was  
Du niemals gehabt hast. Was Du immer bei Dir  
gewußt hast: Du wirst es niemals haben, und Du

hättest es haben können, und wärest glücklich geworden  
damit. Aber wozu ist Alles auf der Welt? Der  
Verstand? Ich weiß, es nützt nicht viel. Er tritt  
an Euren und lehrt zweifeln und zerragt. Das  
Wissen? Wer kommt weiter damit? Wenn genügt's  
Die Schönheit? Da schau' her: ich hab' nicht  
Schöneres gekannt, und sieh' Dir sie nur an, wie  
sie jetzt daliegt.“ Seine Stimme brach.

„Das Glück hast Du vergessen,“ wendete Herr  
Stara schlichtern ein.

„Vergessen? Du Pferd — giebt's denn so was?“

Sie schwiegen Beide. Siebenstein beugte sich  
über die Todte. Und sehr weich begann er wieder:  
„Wie hübsch sie nur ist. Und so was muß aus-  
der Welt, und über eine Woche weiß Niemand mehr  
davon, daß sie da war auf ihr. Und sie war immer  
lustig, und gut und barmherzig war sie, und in Alles  
hät' sie sich gefunden. Aber garnichts hat sich ih-  
geboden, just ihr garnichts; wo tausend Andere, reich  
leben und glücklich sind, dort ist sie gestorben, und  
Niemand ist an der Straße, wo sie sich niedergeleg-  
hat für immer in ihrer Müdigkeit, zu ihr getreten.  
Was thust Du, Kind? und hat sie geweckt, wie sie  
eingeschlafen ist für ewig. Wüßt' ich nur, was sie  
hinausgetrieben hat in die Nacht! Ich wollt'!“

„Was wolltest Du?“ fragte Stara in sichtlich  
Bekommenheit.

„Ich wollt's dem Kerl zeigen, so schwach ist  
bin, daß er es niemals mehr vergessen sollt. Weißt  
Du was...?“ Und wieder sah er ihn eindring-  
lich an.

„Ich?“ stotterte Herr Stara. „Ich? Vielleicht  
hat sie in Andolsphsheim was zu thun oder zu be-  
sorgen gehabt...“

„Kann sein! Aber warum just bei der Nacht  
Wo am Tage Zeit genug war? Und beim Sturm  
und so garnicht angezogen dafür?“ Und abbiegen  
und einem anderen Faden folgend: „Und die Spä-  
anhören zu müssen, die man in der Anatomie be-  
so einem Falle macht. Denn sie thut so aus eine  
dummen Phaserei noch roher, als sie so schon sind  
und sie wissen ja nicht und sie klümmern sich nicht  
darum, daß Einer da ist, dem's weh thut. Bi-  
man bei sich denken muß — wenn so ein Todte  
ein Gefühl oder nur eine Ahnung in sich hätt'  
was sie mit ihm treiben und was sie für eine  
Spektakel und eine Komödie aufführen mit Dingen  
die er sein Leben lang heimlich gehalten hat! Was  
wird sentimental, wenn man nur etwas Talent für  
das Geschäft hat. Pfui!“

Sie verstimmen. Stara ward's immer mehr  
haglicher. Ihn war zu Muth, als hielte be-  
Andere das Vahrrecht, von dem er aus seine  
juristischen Studien wußte, über ihn. Der aber  
trat wieder näher, ganz hart an den Sarg, und  
versetzte sich beschauend noch einmal in die gau-  
Lieblichkeit der Todten. Und sehr nachdenklich un-  
singend in einer melancholischen Weise fing er wieder  
an: „Daß sie mir immer noch gefallen thut, nach-  
dem ich sie so, so gesehen! Das ist — wie soll ich  
nun sagen? — ja, das ist doch ordentlich wie ein  
Wunder von Gott. Aber Du hast Dir sie noch nicht  
ordentlich angesehen, noch nicht einmal. Das ist  
wie wenn Du Dich fürchten möchtest vor ihr, um  
das muß man nicht, wenn man...“

Er brach ab. Wie in einem immer stärkeren  
Argwohn schielte er den Andern an. Der tra-  
beängigt, näher herzu. Siebenstein aber deutete  
und seine Stimme immer dämpfend, flüsterte er  
„Da schau' einmal her. Sie hat sich gefürchtet.  
Da um die Mundwinkel sieht man's. Die hat  
hinausgezogen, wie, na, wie ein Kind, welches  
sehr hängt im Dunkeln.“ Und plötzlich, losbrechend:  
„Stara — vor was hat sie sich gefürchtet?“

Er zuckte zusammen. „Ich weiß es nicht.  
Vor mir nicht...“

„Stara, lüg' jetzt einmal nicht! Vor was  
sie sich gefürchtet? Schau' her, Stara!“ und er  
reckte mit einer mächtigen Gesticulation die Hand  
der Todten.

Herr Stara schwieg. Aber sein Gesicht  
zuckte weinerlich.

(Fortsetzung folgt.)



## Der deutsche Landsknecht.

Von Emil Rosenow.

Es ist um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Friedlich liegt die Stadt da. In den engen Gassen wiederhallt höchstens das Geschrei spielender Kinder, die Stimmen von ein paar ehrlichen Bürgerfrauen, die die Mäße hochgeschätzt, mit den wassergefüllten Holzkeimern von Brunnen kommen. Aus den niederen Werkstätten heraustritt das Geräusch und Gepolch der paar Zunftmeister der Stadt, die mit ihren „Knechten“ dem lobesamen Handwerk obliegen. Souff herrscht eine träge Ruhe. Aber die Leute haben alle ein Gesprächsthema. Jrgend ein fliegend' Blatt hatte schon Kunde gethan von den sich langsam entwickelnden kriegerischen Muthen. Darin war bekannt geworden, daß der Fürst des und des Namens einer bewaffneten Macht bedurfte und dem berühmten Kriegsmann, der auf seiner nicht allzu entfernten Burg hauste, den Bestallungsbrief eines Feldobristen zugesandt hatte, mit einem Patent, ein „Regiment getreuer Knechte aufzurichten“.

Unter den Handwerksknechten in der Stadt und den Bauern auf den Dörfern und Weibern war das der Gesprächsstoff. Gar mancher der gedrückten Bauern, der in der Zeit der schlimmsten Frohnde, der Zehnten und Gülten, kaum etwas zu belien und zu broden hatte, spürte schon längst Luft, in eine „Kriegszunft“ zu treten, in der man, abgesehen von den Bestimmungen des „Artikelbriefes“, sein freier Mann war, einen guten Sold, Doppelsold und Bente machen konnte. Auch die Handwerksknechte waren vielfach geneigt, der Kunde des Meisters zu entfliehen, und in der Herberge des Zunfthauses hörte man, wenn fremde Gesellen „ein- oder ausgehen“ wurden, viel prahlerisches Reden von den Ereignissen in fernem Landen.

Und da kam denn der Tag, da Trommelschlag und Duerpfeifenklänge erklangen und durch die Gassen zum Markt ein Trommler und ein Pfeifer marschirten, die das „Patent umschlingen“ und verkündeten, daß der feste und aufrechte, gerechte und ehrliche Hauptmann so und so „ehrlche und „frumbe“ Gesellen zu „einem Zuge“ anwerbe. Und es waren gar Viele, die sich meldeten! „Wenn der Teufel Sold ausschrieb“, erzählt Sebastian Frank in seiner volkstümlichen Chronik, „so flucht und schneit es zu, wie die Fliegen in dem Sommer, daß sich doch Jemand zu Tode verwunden möchte, wo dieser Schwarm mir aller herkam und sich den Winter über erhalten hätte.“

Doch es konnte sich darum noch immer nicht Jeder melden. Der Knecht mußte seine Ausrüstung mitbringen. Brust- und Rückenpanzer, Arm- und Beinbeschienen, Federhut oder Stahlhaube und daneben noch große oder kleine Wehren: Spieß, Schlachtschwert, Hellebarde. Wer das besaß und so ein wehrhafter Mann war, ging hin und meldete sich, und war er nicht mehr ein junger Mann, so folgten ihm wohl sein Weib und seine Weiben, mit den Habseckigkeiten gepackt, und wanderten zu dem Orte, wohin sie Alle beschieden waren, die als „Knechte“ oder beim „reißigen Zeug“ Dienst nehmen wollten.

Die sozialen Zustände jener Zeit waren es, die den großen Herren in Menge das Material zutrieben, aus dem ihre Hauptleute die Landsknechte nahmen. In den Städten führten die Zuzügler, die „Neubürger“, weil sie keinen Grund und Boden besaßen und auch nicht erwerben konnten, weil sie von der Theilnahme an der Stadtverwaltung ausgeschlossen waren, lediglich als Handwerker ein meist kümmerliches Dasein. Die Zunftordnung hinderte sie, durch Vergrößerung ihrer Produktion zu Wohlstand zu gelangen. Denen war der Krieg eine willkommenere Gelegenheit des Geldverdienens, und sie verdingten sich gern, gleich den Bauern, die dem Elend ihrer Scholle entflohen. So bestand der Kern der Landsknechte aus stadt- und dorf-bekanntesten Leuten, die erst in der Länge des Kriegszuges völlig verrohten. Später, als die Wirren der Zeit die Nachfrage der Herren nach künstlicher Wehrhaftigkeit groß werden ließen, nahm man auch

das abenteuernde Volk von der Landstraße gern unter das Fähnlein. Gerade diese Zusammensetzung der Landsknechte aus den Reihen des Volkes war mit Ursache, daß sie nie eine willenlose Masse waren und nicht in alle Wege den Herren Befolgenschaft leisteten, sondern oft auch, wie im Bauernkriege, zum Volke übergingen.

Beim Hauptmann hatte Jeder, der dem „Umschlagen“ gefolgt war, seinen Namen anzugeben und sich zu einer bestimmten Waffe zu melden, auch Gewand und Waffen untersuchen zu lassen. Dann erhielt er ein, zwei Gulden „Anzugsgeld“ und mußte sich mit Handschlag verpflichten. Viele junge Gesellen zogen aber wohl gleich mit dem Hauptmann weiter von Ort zu Ort, bis das „Fähnlein“ vollständig war.

Später ergänzte sich dann das Volk der Landsknechte vielfach aus sich selbst. Jog das Weib des Landsknechts mit in den Krieg, was sollte dann aus dem Weiben werden, den sie im Lager und unter dem Zeltdach zur Welt brachte? Wenn sie ihn lange genug auf dem Rücken getragen, wenn er des Vaters Spieß oft genug geschleppt hatte, so ward er schließlich eben auch ein Landsknecht, der sich anwerben ließ und von Krieg und Bente lebte.

Mittlerweile kam der Tag der „Musterung“, an welchem sich der Neuaufgeworbene auf dem Musterplatze stellte. Da bildeten die Knechte einen Ring, in dessen Mitte der Hauptmann trat. Er ernannte den „Fähnleinführer“ und den „Feldweibel“. Die unteren Reuten aber wurden durch die freie Wahl der Knechte selbst besetzt. Der Feldweibel „ruft um einen Weibel“, den die Knechte durch Zuruf bestimmen; dieser rief dann um einen zweiten, und so fort, bis die Reute voll besetzt waren.

Nun ging's an die Musterung. Gleich hier aber zeigte sich, daß all' die Landsknechts-Posten, die uns aus den Büchern der Zeit überkommen ist, lög wie alle Poesie. Der Landsknecht war der proletarische Arbeiter in dem blutigen Kriegshandwerk, welches den rohen Bräuden seiner Zeit angepaßt war, und der Hauptmann dieser Söldnertruppe der Ausbeuter, der seinen Profit durch allerlei Praktiken zu mehren suchte. Ein „Joch“ war hergerichtet, durch zwei in die Erde gesteckte Spieße und einen dritten quer darüber gelegten. Das mußten Mann für Mann passieren, und es war eine allgemeine Sitte, daß hierbei die Hauptleute viel Betrug gegenüber den Kommisaren des eigentlichen Kriegsherrn übten, der das Heer warb. Trotz aller scharfen Ueberwachung gelang es ihnen immer wieder, Strohmänner durch das Joch zu schmuggeln und dadurch die Zahlung zu erhöhen. Das gehörte sozusagen mit zum Geschäft. Wenn dann der Hauptmann das Geld erhielt, so gab er meist nicht seinem Landsknecht das ihm Gehührende. Häufig behielt er einen großen Theil zurück und ließ die Leute warten, in der menschenfeindlichen Voraussetzung, daß vielleicht in dem nahen Treffen der Eine oder Andere seinen Tod finden würde, wonach sich dann der Tod eine Zeit lang verheimlichen und sich so nicht bloß der für den Knecht gezahlte Sold sparen, sondern auch der künftige noch eine Weile einstreichen ließ. Oft blieb so der Hauptmann Monate lang den Sold schuldig und der betrogene Landsknecht war schon froh, wenn er bei der Musterung eine zulängliche Anzahlung erhielt.

Der Krieg war ein Erwerb, von dem die berufsmäßigen Kriegsknechte lebten, wie die Zunftmeister in den Städten vom ehrsamem Handwerk. Oft hing der Ausgang eines Kriegszuges oder einer Schlacht lediglich von der rechtzeitigen Bezahlung rückständigen Soldes ab. Der Oberste der Truppe, die in der Regel aus zehn Fähnlein zu insgesamt dreihundert Mann bestand, verfügte von Haus aus über ein gutes Stück Geld. Davon bezahlte er den Knechten Werbung und „Anzug“, streckte Monatssolde und Verpflegeselder vor, bis er vom Kriegsherrn Auszahlung bekam, an der er sich mit Zins und Provision schadlos hielt und so sein Kapital rasch vergrößerte. Oft steckten die Kriegsherrn tief bei den Obersten in Schuld. Der Oberst bekam auch den „zehnten Pfennig“ von aller Bente. Er und die Hauptleute mehrten rasch ihren Reichtum.

Sobald die Musterung beendet war, wurde den Landsknechten der „Artikelbrief“ verlesen. Er enthielt das Wesentliche aller Kriegsgewohnheiten, nach ihm hatte sich Jeder zu richten. War er den Knechten zur Kenntniß gebracht, so konnte der Zug beginnen.

Unter den Ländern wichen in den Kriegszügen des sechzehnten Jahrhunderts nur die Grenzländer von der Gewohnheit ab, den Krieg durch geworbene Söldner führen zu lassen. Sie waren öfter blutigen Ueberfällen ausgelegt; für sie reichte daher das Werbesystem des Landsknechtswezens nicht aus und sie mußten deshalb Einrichtungen treffen, welche eine raschere Wehrhaftmachung des bedrohten Landes ermöglichten.

Wenn der Landsknecht gemustert und verpflichtet war und mit dem „Fähnlein“ marschirte, legte er auf seine „Gewandung“ den größten Werth. Der ganze fröhliche Muth der Jugend, der blinkelhafte Stolz des in fernem Landern gewesenen Kriegsprahlhauzes, die Frische der Erfindung einer eben sich entwickelnden, völlig neuen Kunst- und Geistesrichtung drückten sich aus in den Anzügen der Landsknechte. Es giebt keine Zeit, in welcher das Kostümwesen einen größeren Reichthum an Formen und Farben und eine so fesselnde Phantasie aufzuweisen hatte, als die Landsknechtszeit. Jeder wollte eben durch eine recht auffallende Kleidung einen recht imponirenden Mann machen. Alles sitzt leicht und flott, bald eng, bald weit, aber immer in kühnen Formen, ellenlange, stolz sich schwingende Federn, feste Stellung von Schwert und Dolch. Dem Bestreben, zu renommiren, dienten schließlich auch die ausgespreizte, ungeheuerlich geweitete Blinderhose, die Schnabel- und Entenbrüste, wie das ganze gefechthafte gezielte Wesen ihres Trägers. Sorgte doch sogar ein Beschluß des Augsburger Reichstages dafür, daß den Landsknechten die Freiheit, sich nach ihrem Belieben zu kleiden, nicht verkümmert werde.

Mit der Blinderhose hing zugleich jene geschlichte und zerklüftene Kleidung zusammen, die das Typische beim deutschen Landsknecht war. Aus allen möglichen Schlitzen des hauchigen Oberstoffes sahen die bunten Seidenpuffer heraus; ja, es ward sogar jedes Bein in einer anderen Stofffarbe bedeckt. Schließlich siegte vollständig das Bizarre und zugleich Cynische dadurch, daß der Landsknecht nur das eine Bein mit der Blinderhose bedeckt trug, hingegen das andere völlig nackt zeigte. Selbst zur Zeit Katharina's von Medici erschienen im Louvre deutsche Hauptleute mit einem nackten und einem bizarr kostümirten Bein.

Es ist begreiflich, daß diesem Cynismus in der Kleidung eine süßliche Verwilderung vorausging, unter der namentlich jene Gegenden zu leiden hatten, die von den Landsknechten kriegerisch heimgesucht wurden. Was gegen die Landsknechtskracht gesagt wurde, ist daher eigentlich nur eine Warnung vor der zunehmenden Verrohung. Von allen Stanzeln herab, in zahllosen Schriften und fliegenden Blättern, in Klein und Prosa wurde gegen die Blinderhosen geeifert. Die berühmteste Schrift ist wohl die des Hofpredigers Musculus in Berlin: „Vermahnung und Warnung vom zerluberten, zucht- und ehrverwegenen Hofenteufel.“ Von oben herab aber ließ man gerne die Landsknechte in ihrer Modenarrheit sich kleiden wie sie wollten, und warum man dies that, hat ja Kaiser Max seiner Zeit recht offenherzig einigen Beschwerdeführern gesagt: „Ach, was närrische Bekümmerniß ist das? Gönnet ihnen doch für ihr unselbig und kümmerlich Leben, dessen Gudschaft sie stündlich gewärtig sein müssen, ein wenig Freude und Ergelichkeit. Sie müssen oftmals, wenn ihr hinten stehet, sich vorne die Köpfe zerstoßen. Es ist der Speck auf der Falte, damit man solche Mäuse fängt! Seid ihr zufrieden und laßt sie machen, wenn ihre Hoffahrt aufspringt. Sie wagen gemeinlich all' ihr Gut und wähet nicht länger, denn von der Besper bis die Mühner aufstiegen.“ So erhielt man die Landsknechte gern in ihrer Modenarrheit, Renommirsucht, Leichtlebigkeit und Nothheit. Nichts wäre gefährlicher gewesen, wie wenn sie, der Grundstock aller bewaffneten Macht im Lande, zur Erkenntniß ihrer jämmerlichen Lage gekommen wären und gegen die höheren Kriegsmänner, die Obersten,

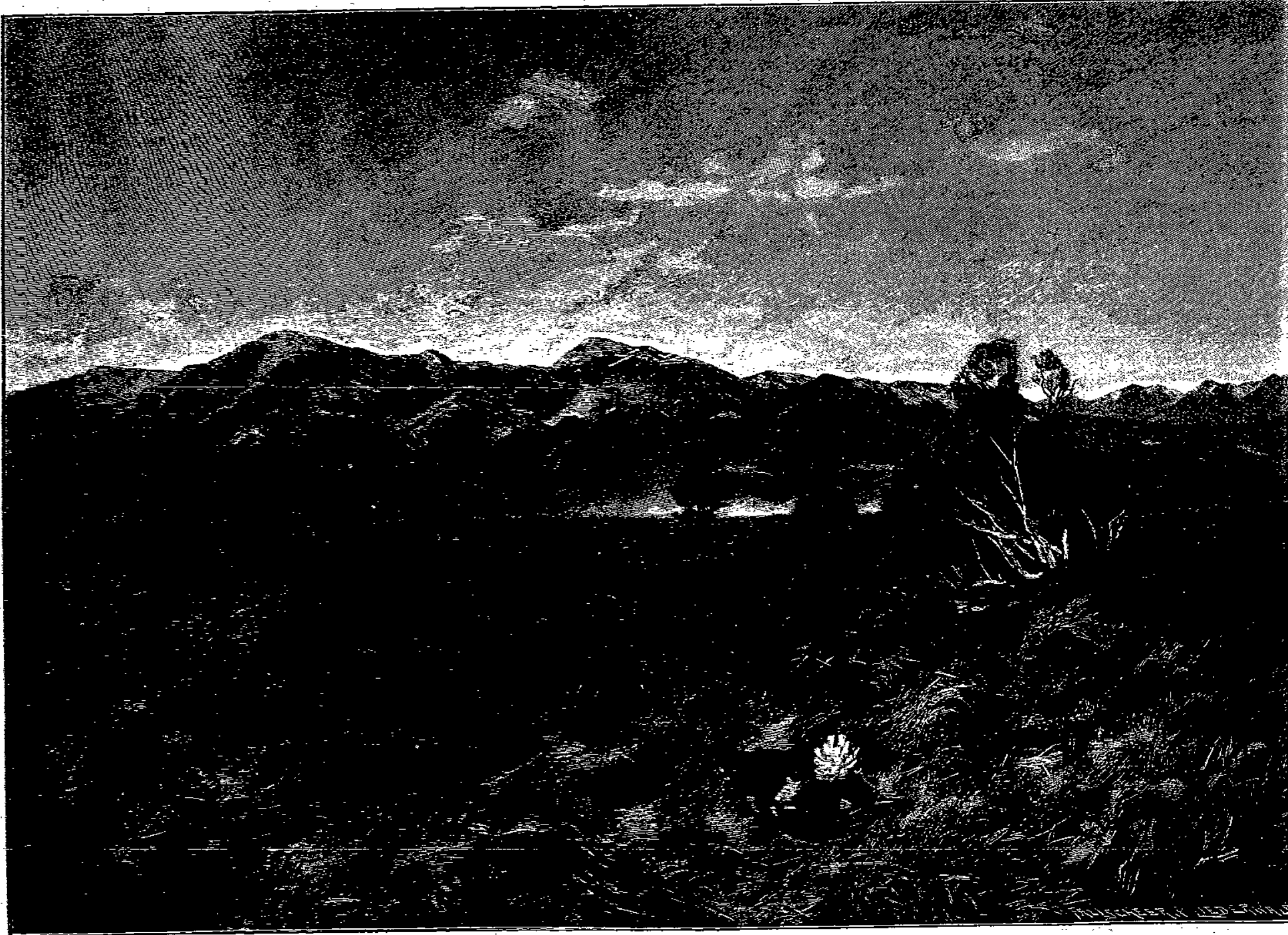


Feldhauptleute usw. Front gemacht hätten! Wo sie dies theilweise unternahmen, wie in einzelnen Epochen des Bauernkrieges von 1525, hat man schwer mit ihnen rechnen müssen.

Mit Trommeln und Pfeifen kündigte sich der Zug der Landsknechte an, wenn er durch die Lande marschierte. Vorauf ritt der Oberst, dann kamen ein paar Hellebardiere, die Trommler und Pfeifer und hinter ihnen der Fähndrich, von denen jedes Fähnlein einen besaß. Meist war er ein Mann in voller Manneskraft, der immer mit dem Spiel voranschritt. Seine Befehle betrug sechs einfache Landsknechtslosbe. Hinter ihm her schritt die große Schaar der Landsknechte. Man sah im Zuge alle die typischen Gestalten der Landsknechtszeit, den Haupt-

sowie der Freimann, der Nachrichten, in Blutrothem Wams mit rother Feder auf dem Hute, dem Nichtschwert an der Seite, den Striden in der Hand. Neben jedem Fähnlein marschierte der Gemeinweibel, den sich die Landsknechte selber wählten und der für den doppelten Sold, den er erhielt, die Klagen und Beschwerden der Knechte bei der rechten Schmiede anzubringen hatte. Bei jedem Fähnlein besaß sich auch der Feldscheer, der als Wundarzt diente. Meist war er aber, der rückständigen Heilkunde entsprechend, irgend ein verlaufener Bader, der schon für einen halbwegs anständigen Landsknechtsold die armen Verwundeten und Kranken nach Doktor Eisenbart's Methode behandelte. Ein wichtiges Amt bekleidete dann noch der Schultheiß, der Justizamtmann, der

griffene Land verheerte. Jetzt kam die „Ardeley und langsam genug ging's, um sie an ihren Bestimmungsort zu bringen! Die ungeflügigen Geschöpfe blieben oft im Noth der schlechten Straße stecken, und dann hielt der ganze Zug, um sie wieder flott zu machen. Um das schwerste Geschütz, die hundert Zentner wiegende Scharfsnetze, zu transportieren, war eine Anstiftung von 163 Pferden nöthig, und die „Basilisten“, „Nachtigall“, „Eingeringin“ bis herab zu den Falkonen und Falconetten brauchten eine Menge Pferde zu ihrer Fortbewegung. Jetzt aber ertönte müßiger Lärm, Gesang, Getreische von Frauenstimmen. Der Troß kommt! Das war das Signal, alles, was nicht niet- und nagelfest war, von den Bäumen, aus den Höfen und Gärten zu



Birkhahnbalz. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

(Photographieverlag von Franz Hanffstätter in München.)

wenn des Fähnleins, den Wachtmeister, der durch Bosen dafür zu sorgen hatte, daß die Sicherheit des Zuges ungefährdet blieb, den Quartiermeister, der eben erst wieder beim Zuge eingetroffen war, nachdem er vorher nahe der Ortschaft den geeigneten Platz zum Aufschlagen des Lagers ausgesucht hatte. Neben dem Tuchwagen mit der Pfennigmeister, der den Sold anzuzahlen und die Geldgeschäfte zu besorgen hatte, die mit diesem großen Zuge zusammenhängen. In seiner Nähe besaß sich auch der Proviantmeister, der, sofern die Landsknechte sich nicht überhaupt rumbredend und plündernd vorwärts brachten, für den gehörigen Vorrath an Lebensmitteln zu sorgen hatte. Mit der ganzen Wichtigkeit, die ihm umgab, schritt der Prosos dahin, den Stab in der Hand, das Mäntlein um. Ihn stand die Anwesenheit der Polizei in diesem marschierenden Kriegszug zu und der Galgen war sein Wahrzeichen; in seinem Gefolge besaß sich der Stabmeister, der das Gefangenwesen beaufsichtigte, mit den Steckknöcheln,

dem Gerichtswesen der Landsknechte vorstand und mit seinen Trabanten stolz im Zuge ritt.

Langsam wälzte sich dieser Zug dahin, dem schlechtesten Zustande der Straßen angemessen. Die Trommler und Pfeifer, phantastisch gekleidet, waren längst vorbei und auch die Spitze des Zuges, aus den Knechten mit den langen Spießern und den Hakenbüchsen gebildet, war vorüber. Je nach der Bewerthung ihrer Bewaffnung geordnet, zog die Masse der Landsknechte dahin. Im „ersten Blatte“ marschirten meistens Adelige und Bürgerkinder aus den Städten, denen ihre größeren Mittel ermöglicht hatten, sich besser zu bewaffnen und die deshalb als Doppelsöldner und Ueberöldner sich auch besser fanden als der große Haufe, der, schlechter bewaffnet, zum zweiten Blatte geschrieben wurde und schon für monatlich vier Gulden den harten Kriegsdienst thun mußte.

Der Letzte in den Reihen der Knechte war der Brunnmeister gewesen, der gefürchtete Senger und Brenner, der auf Befehl des Obersten das ange-

nehmen. Die Hühner trieb die sorgende Frau den Stall und die Thiere wurde sorgsam geschlossen. Zwar war der Landsknechtzug nicht in Feindesland, aber der Troß raubte und plünderte überall. Vorauf marschirte, phantastisch aufgeputzt, der Troßweibel auf seiner Schulter ruhte der „Bergleicher“, Prügel, mit dem er blindlings Losschlag, wenn der Troß Streit entfiel. Der Troß war größer als die Schaar der Landsknechte. Zunächst machte Menge der Wagen, das mitgetriebene Vieh groß, dann aber auch die Menge der Personen. Hatte doch jeder Befehlshaber im Zuge seinen eigenen umfassenden Troß und Trabanten. Dann an schleppten die Landsknechte auf ihren Flügen an wie schon bemerkt, Weib und Kind mit. Die Artillerie erlaubten auch dem Landsknecht, „ihre Gattin und Kinder“ mitzuschleppen, und ermahnten ihn auch, sich vor der Musterung „alles anbehangs abzuthun“; aber trotz dieser Bestimmung „henkte“ sich jedem Landsknechtszuge ein gro-

„Schwarm von Weibern und Buben“ an, welche für die Kriegsleute kochten und wuschen, ihnen ihre Gabeligkeiten nachschleppten, Kranke pflegten und das Lager reinigten. Dann folgten den Knechten im

Von seiner Führung des schwerbeweglichen Schwarms hing sehr viel ab, sollte der Troß den Marschirenden nicht hinderlich werden.

(Schluß folgt.)

bezog er Michaels 1831 die Universität Koffod, um nach dem Wunsche seines Vaters, sehr wider den seinen, Rechtswissenschaft zu studiren. Später schrieb er einmal in einem Gefängnißbrief an den



M. de Cavera: Mutters Stütze.

Troß eine große Menge Krämer aller Art, die sofort bei bezogenem Lager ihren Verkaufsstand aufschlugen und zu handeln begannen. Regelmäßig befanden sich im Troß auch „Subler und Sublerinnen“, die eine Art öffentlicher Garfküche im Lager unterhielten und den Landsknechten bessere Speisen zubereiteten. Den riesigen Troß zusammenzuhalten, war das Kunststück des Troßweibels, eines erfahrenen Kriegsmannes.

### ✻ Fritz Reuter. ✻

Von Manfred Wittich.

Fritz Reuter, der Sohn des Bürgermeisters von Stadenhagen in Mecklenburg-Schwerin, ist geboren am 7. November 1810. Nach dem Besuch der Gymnasien zu Friedland und Parchim

Vater: „Die Jurisprudenz ist mir immer fürchterlich dürr vorgekommen, ist mir bis jetzt nur als eine Wissenschaft vorgekommen, die in manchen Punkten, und zwar in ihren Hauptpunkten, gegen die gesunde Vernunft verstößt.“

Ostern 1832 ging er nach Jena und stürzte sich in den Strudel des dortigen burschenschaftlichen Treibens, von dem er sich Ostern 1833 zurückzog;



aber trotzdem wurde er, als er, nach kurzem Aufenthalt daselbst, sich nach Leipzig wandte, um dort weiter zu studieren, als „verdächtig“ abgewiesen. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin verhaftete man ihn, machte ihm den Prozeß und schleppte ihn sechs Jahre auf preussischen Festungen herum, um ihn, der Preußen gar nichts anging, auch dort keines seiner angeblichen Verbrechen begangen hatte, an Mecklenburg auszuliefern, wo er auf der Festung Dömitz den Rest seiner inzwischen auf acht Jahre herabgeminderten Strafe abhüpfen, aber immer „zur Verfügung des Königs von Preußen gehalten“ werden sollte. Anfangs zum Tode durch das Volk verurtheilt, dann zu dreißig Jahren Kerker „begnadigt“, kam er endlich mit sieben Jahren (allerdings den besten Jahren eines Menschenlebens!) Freiheitsberaubung davon.

Mecklenburg hatte „seine Hochverräther und Fürstennörder“ mit ein paar Monaten bis zu einem Jahre Untersuchungshaft bei persönlicher Bewegungsfreiheit davontommen lassen!

Berufte, einmal die Studien wieder aufzunehmen, dann Landwirth zu werden, glückten nicht, und kümmerlich schlug er sich mit Privatunterricht-ertheilung durch.

Diese langen Jahre voll Noth und Sorgen sind ebenso auf Rechnung der Demagogenhäcker zu schreiben, wie die sieben Jahre, die ihm die preussischen Staatsgewaltigen vergiftet haben.

Neuter war ein gemüthlicher Gesellschafter und vorzüglichlicher Erzähler von allerlei Schurrten und Schwänken, wie sie im Volke umgingen, oder wie er sie mit seiner feinen Welt- und Menschenkenntnis, mit seinem hellen Dichtergeist und Ohr dem Leben selbst ablauschte.

Es ist nicht bewiesen, aber die Vermuthung ist nicht ohne Weiteres abzuweisen, daß seine Gattin, der er gewiß auch manches Erlebte und Erlebene humoristisch erzählte, ihn aufgefordert habe, so etwas solle er doch einmal schreiben und drucken lassen.

Neuter selbst führt seine poetische Ader auf verschiedene Quellen zurück. Zuerst nennt er den großen Einfluß, den seine Mutter auf seine frühesten Jugendentwickelung gehabt habe; ferner habe die siebenjährige Festungshaft dazu beigetragen, daß durch genaues Studium der wenigen Personen, mit denen der Gefangene zusammenkam, seine Beobachtungsgabe geschärft und seine Kenntniß des einzelnen Menschen vertieft und bereichert und daß der Umgang mit plattdeutsprechenden Landbäuren daselbst und selbst in der Fremde (d. h. in anderen als plattdeutsprechenden Gegenden Deutschlands) und seine Liebe zum Volke, und ganz besonders zu dem seiner mecklenburgischen Heimath ihm seine Richtung als plattdeutscher Dichter vorgezeichnet hätten.

Der Allen aber war es die Sorge um das tägliche Brot, die ihm die Feder in die Hand drückte, allerdings erst, nachdem er sich seines Gesangs-talents und seiner poetischen Fähigkeiten bewußt geworden war.

So gab er beim 1853 den ersten Band „Ländchen und Rinde“ im Selbstverlag heraus, der Anklang und schnellen Absatz fand. Es sind allerlei christliche, erloschene und erloschene Schwänke und Schwänke, wie sie meist von mundartlichen Dichtern gebeten werden. Später, 1858, folgte diesem ersten ein zweiter Band von Dichtungen dieser Gattung.

In der „Reise nach Pommern“, die 1855 erschien, benutzte er das ebenfalls bei vielen Dialekt-dichtern beliebte Motiv, einfache Provinzialen oder Landleute durch eine Reise in Verbindung mit der

großen, fremden Welt zu bringen, woraus sich un-gesucht allerlei lustige Konflikte ableiten lassen.

1858 erschien das Werk, welches Neuter selbst für sein bedeutendstes hielt, die Berserzählung „Kein Hüßung“, das offenbar wegen seiner „revolutionären Tendenz“ — d. h. weil es eine wuchtige Anklage gegen die elende Behandlung der läudlichen Proletarier seiner Heimath darstellt — nicht die verdiente Würdigung gefunden hat. Die Zukunft wird wahr-scheinlich dem Dichter Recht geben und dieses inhalt-lich und in der Darstellung tief poetische, menschlich rührende Werk gebührend einschätzen.

„Ich habe dieses Buch einmal mit meinem Herz-blut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben, ich halte es für mein Bestes,“ schrieb Neuter selbst einmal einem vertrauten Freunde.

Ebenso eine Berserzählung ist „Ganne Mitte un de litte Pudel“, die 1859 erschien und wohl in-folge ihres weniger gesellschaftskritischen, etwas krimi-nalromanhaften Inhalts mehr Anklang fand.

Im ersten Band der „Allen Camellen“ (Alle Geschichten) ist ein Schwank in Prosa: „Woans ich tan'n Frau kann“ (wie ich zu einer Frau kam) und die auf wirklichen Ergebnissen beruhende Ge-schichte „Ut de Franzosenlid“ (aus der Franzosen-zeit seiner Vaterstadt Stavenhagen) enthalten.

In „Schurr-Murr“ (etwa: zusammengetragenes Allerlei) ist der Schwank: „Wat bi 'ne Newerrassung rute kamen kann“ (was bei einer Lieberfassung herankommen kann), die Liebesgeschichte einer alten Magd „Gannefiken“, das „Abenteuer des Gutspekter (Inspektor) Präsig“, der Schwank: „Von't Pferd up den Esel“ (vom Pferd auf den Esel) und „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ enthalten. (1861.)

Der zweite Band der „Allen Camellen“ (1862) enthält Neuter's Festungs-Erinnerungen: „Ut mine Festungsid“, bei deren Lesen man staunt, wie aus diesen bitteren Erlebnissen der Verfasser so wenig Groll und Empörung in sich behalten haben muß, da nur an wenig Stellen die nur zu berechtigte Empörung über das erlittene, himmelschreiende Unrecht durchbricht. Der goldene Humor des Ganzen aber wirkt um so mächtiger, wenn man sich beim Lesen immer des bitteren Wirklichkeits- und Lebenshintergrundes der Erzählung bewußt bleibt. Die „Allen Camellen“, Band III, IV und V, enthalten die breit angelegte Erzählung: „Ut mine Stromtid“, das allgemein beliebteste Werk Neuter's, eine figurenreiche Schilderung mecklenburgischer Kleinbürger- und Landlebens mit all seinen lustigen und tragischen Seiten und Wirren. Ein wahrheits-gekreuztes und poetischeres Bild mecklenburgischen Lebens aller Stände giebt es nicht; einzelne Figuren prägen sich dem Leser unvergeßlich ein, wenn sie auch keine „ewigen, zeitlosen Menschentypen“ sind, oder vielleicht ist's richtiger zu sagen: weil sie das nicht sind.

„Alle Camellen“, Band VI, enthält: „Dörch-läuchting“ (1866), der VII.: „De mecklenbörgische Roniechi und Capuletii, oder: De Keij' nah Konstantinopel“, worin das Meisthemma zum zweiten Male aufgenommen wird, diesmal in breiter, be-gablicher Form.

Im Nachlaß befand sich wenig Bedeutendes, dagegen mancherlei für die Geschichte seiner dichte-riischen Entwicklung Interessantes, mit deren Er-forschung sich eine Reihe fach- und sachkundiger Leute, vor allen Saebert und Engel, der Heraus-gaber seines Gesängnisbriefwechsels mit seinem Vater, befaßt haben.

Was die äußeren Schicksale Neuter's anlangt, so gestalteten ihm die buchhändlerischen Erfolge

seiner Werke, sich in Stenach, wo er sich schon seit 1863 niedergelassen hatte, 1868 eine eigene Villa für 30 000 Thaler zu bauen.

Hatte er 1848 schon kein Vertrauen zu dem Erfolge der Revolution gehabt, so sehen wir ihn 1866 auch für Preußen Partei ergreifen, und in den Erfolgen Preußens von 1870/71 gar die Verwirklichung seiner Jugendideale begrüßen. Wir, die wir 1848 nicht erlebt haben, fühlen uns, wenn wir diese Anschauung so mancher alter „Achtund-vierziger“ hören oder lesen, wohl zu dem Ausruf veranlaßt: „Das war jener großen Opfer nicht werth!“

Jedenfalls war das aber Neuter's ehrliche und wirkliche Ueberzeugung, und sie verdient als die eines Mannes, der seine Gesundheit, sieben Jahre seiner Freiheit und dieses Andere noch geopfert hat, hin-genommen zu werden ohne Groll und Erregung. Seine echte und treue Volksliebe, zum ganzen deutschen Volke und vorab zu den Armen, Mitheligen und Beladenen ist über allen Zweifel erhaben. An Goethe's oft ausgesprochene Hochschätzung der arbeitenden Klassen erinnert auch manches Wort Neuter's, zum Beispiel, wenn er einmal sagt:

„Ich glaube, daß uns in den niederen Ständen Tugend und Laster in größerer Nacktheit entgegen-treten, frei von jenen verhüllenden Gewändern, die man ‚Mitteltischen‘, ‚Verhältnisse‘, ja, sogar ‚Bildung‘ zu betiteln pflegt, und daß sie uns deshalb poetischer erscheinen müssen.“

Zuweilen hat man Stimmen gehört, welche dem wackeren Neuter geradezu die Qualität eines Dichters absprechen wollten. Die erstaunliche Naturtreue, mit welcher er Mecklenburgs Landschaft, Menschen und Leben darstellt, ist aber doch weit mehr als nüchternes Abphotographiren der Wirklichkeit. Seine Naturanschauungen, wie seine Darstellungen von Charakteren und seelischen Vorgängen sind aber doch bei allem Realismus durchaus durchtränkt mit dichterischem Leben, gezeugt und geboren aus echt mensch-lichem und echt künstlerischem Empfinden.

Adolf Bartels hat gefunden, daß Neuter „veraltet, was doch ein großer Dichter nicht darf.“

Nun, wenn er wirklich gar vergessen werden und einmal gänzlich aus der Mode kommen sollte bei den Verfassern künftiger deutscher Literatur-geschichten, so bin ich fest überzeugt, daß ihn noch spätere künftige Literaturforscher wieder entdecken und wieder in seine alten Ehren einsetzen werden. „Für das Volk,“ das gesteht Bartels unserem Dichter gnädigst zu! — „wird Neuter noch lange große Bedeutung haben.“

Man schieue, wenn man noch nichts Plattdeutsches gelesen hat, ganz und gar nicht vor dem Dialekt zurück. Zehn Seiten in der Volksausgabe der Neuter'schen Werke, in der am Fuße jeder Seite die schlechtin nicht errathbaren Mundart-Worte hochdeutsch gegeben sind, genügen, um Einem fernherhin ein fast glattes Lesen zu ermöglichen.

Auf Erwägungen, ob die Mundarten eine Er-strebungsrichtung haben oder nicht, ob ihnen noch eine Zukunft blüht in gewaltig aufwachsenden und sich ausbreitenden eigenen Sonder-Literaturen, will und kann ich mich hier nicht einlassen. Daß man aber in der Mundart, selbst in einer so derben, wie des mecklenburgischen Niederdeutsch, die zartesten Gefühle, tiefsten, leidenschaftlichsten Empfindungen und edelsten Gedanken vortragen kann, hat Neuter in seinen Werken schlagend bewiesen, von denen wir wünschen, daß sie noch immer mehr und mehr Eigen-thum unseres ganzen deutschen Volkes in allen seinen Klassen werden mögen. —

## • • • Mylord, der Elefant. • • •

(Fortsetzung.)

Novelle von Rudyard Kipling. Autorisirte Uebersetzung von Leopold Lindau.

„Auf einmal bemerkte der Elefant mich, wie ich da einzam und verliefen auf der Promenade stand, ganz allein auf der weiten Welt.“

„Das machte ihn augenscheinlich komisch, denn er gluckte wohl, daß ich der Artistenbesitzer sei

und, ohne daß er es gemerkt hätte, aus dem Stall herausgenommen wäre. Dann spähte er nochmals in den Stall hinein und gleich darauf sah er mich aufmerksam an. „Lorenz, mein Sohn,“ sagte ich mir, „Du hast diese Roßsarche lange genug beobachtet, jetzt ist es Zeit, Dich zu entfernen. Lauf

so schnell Du kannst!“ Gott weiß, ich hatte große Lust, ihm zu sagen, daß ich nur ein armer Ge-meiner auf dem Wege zum Gefängniß sei, und nichts weniger als ein Offizier. Aber das Un-geheim spitzte die Ohren in sehr verdächtiger Weise, und so packte ich meine Sniderbüchse und



ramte die Promenade hinunter. Mein Rücken war kalt wie ein Grabstein. Auch hätte ich laufen können, bis ich erschöpft umgefallen wäre, denn ich war zwischen den beiden geraden Linien der Promenade, und Menschen sind wie Schafe, wenn sie zur Rechten und Linken irgend einen Baum sehen, bleiben sie dazwischen und laufen geradeaus, bis sie umfallen."

"Nehulich Kanarienvögelin," sagte Ortheris aus der Dunkelheit. "Leg' einen auf 'n Tisch, zieh' einen Strich über seinen Schnabel, und da wird er ruhig bleiben bis in Ewigkeit — Amen! Ich habe einmal ein ganzes Regiment längs einer zwei Fuß breiten Pflanze dahintreiben sehen, ohne daß ein Mann daran gedacht hätte, auf die andere Seite zu springen. — Menschen sind Schafe — dumme Schafe. — Erzähle mir weiter!"

"Ich konnte seinen Schatten sehen, der näher und näher an mich heranrückte," fuhr der erfahrene Mulvaney fort. "Nun hieß es: 'Terenz, rechts oder links!' Ich machte links und sprang über das erste Gehege, an das ich kam. Mit einem zweiten Satz war ich auf einer Veranda und fiel in eine Gesellschaft von ungefähr zwanzig Eingeborenen, die dort an der Arbeit saßen. Jetzt erkannte ich, wo ich war: in Antonio's Wagen- und Pferdegeschirrfabrik. — Mein Freund, der alte Wüstling, mußte gleichzeitig mit mir links gemacht haben, denn noch ehe ich mich unter die Arbeiter gemischt hatte, sah ich seinen Müffel, der auf der Veranda herumlag wie ein Säbelgürt, wenn Soldaten miteinander raufen."

"Die elende schwarze Bande fing an zu heulen, als sie das sah und verschwand im Handumdrehen. Da stand ich nun wieder einsam und verlassen unter all' dem Geschirr, wie Lot's Weib. — Pferdegeschirr macht durstig, schon wegen des starken Firnisgeruchs, und so sah ich mich denn um, ob ich nicht irgendwo einen Schluck entdecken könnte. In der Hinterstube fand ich, der Himmel sei gepriesen, eine Flasche Whisky und einen Krug mit Wasser. Der erste und der zweite Schluck hatten gar keine Wirkung, da mein Hals sehr trocken war, aber der dritte und vierte und fünfte und die folgenden, die gaben mir Courage, und ich begann sehr geringschätzig von Elefanten zu denken."

"Terenz," sagte ich mir, "sei ein guter General und nimm dem Feinde gegenüber eine erhöhte Stellung ein!" Und so ging ich denn auf das flache Dach hinaus und sah vorsichtig über das Gelände. Der alte Ferkelwurst ging in dem kleinen Garten vor dem Hause auf und ab, pflückte sich hier und dort einen Grashalm oder ein Blättchen, ganz genau wie unser Oberst, wenn er sich mit seiner Frau gezankt hat und mürrisch hin und her geht, um sich abzukühlen. Er hatte mir den Rücken zugekehrt, und ich schluckte etwas laut. Das überraschte ihn augenscheinlich, er blieb stehen und hob sein linkes Ohr hoch — er sah aus wie eine alte, schwerhörige Dame mit ihrem Hörrohr. Seinen Müffel hatte er geradeaus gestreckt wie eine Art Entenröhre. Er wackelte mit den Ohrlappen, als ob er so deutlich wie gedruckt sagen wollte: "Täuscht mich nicht mein Ohr?" Dann fing er wieder an zu promenieren. — Sie kennen doch Antonio's Hof? Er war damals, wie jetzt, voll von allen möglichen Fuhrwerken, alten und neuen: Viktorias, Tilburys, Landauern, Phaetons usw. Darauf mußte ich wieder schlucken, und er begann das Terrain sorgfältig zu rekonstruieren; sein Gindchen Schwanz zitterte vor Aufregung; dann schlug er seinen Müffel um die Deichsel einer hübschen, kleinen Waggonette, warf sie um und steckte seinen Müffel unter die Räder, als wollte er mich jucken. "Da ist er nicht," sagte er. Da schluckte ich zum dritten Male. Das war ihm aber zu viel. Er verlor die Geduld und fing an böse zu werden, gerade wie unser Elefant hier heute Abend."

Der Artillerie-Elefant trompetete einmal nach dem anderen in heller Wuth, zum großen Aerger und Mißfallen der anderen Thiere, die zu fressen aufgehört hatten und jetzt zu schlafen wünschten. Zwischen seinem Gebrüll kounten wir das Geräusch der Ketten hören, mit denen er befestigt war.

"Also wie gesagt," fuhr Mulvaney fort, "dieser Tangenichts benahm sich in höchst unziemlicher Weise. Mit einem seiner großen, schweren Vorderbeine schlug er wie ein Dampfhammer auf den dünnen hölzernen Fußboden. Er schien unter dem Eindruck zu stampfen, daß ich mich irgendwo unten verborgen halte. Das Wägelchen, das er in die Straße geworfen hatte, war zurückgelaufen wie ein Feldgeschütz, nachdem es abgefeuert ist. Er sagte es wieder und schlug es auf den Boden, gegen die Wände und gegen die anderen Wagen, bis es in tausend Stücke zerbrochen war. Das machte ihn aber erst recht wüthend; seine Augen funkelten wie Flammen, er stampfte mit den Füßen und grunzte vor Wuth, ja, er benahm sich überhaupt wie eine grimmige, rasende, tolle, teuflische, dämonische Bestie. Zunächst machte er sich über Antonio's andere Wagen her, mit seinen müßigen, plumpen Beinen und seinem mächtigen Müffel, der wie eine eiserne Niesenpeitsche herüberfiel und Alles in unzählige Stücke schlug, was ihm in den Weg kam. Dabei wackelte er mit seinem großen, fahlen, dicken Kopfe feierlich hin und her, wie ein chinesisches Pagode; dann nahm er einen schönen, neuen Brougham und stieß eine Seite ein, so daß sich der Wagen wie der Kelsch einer Blie öffnete und ausbreitete. Hierauf versuchte er einen Pas seul zu tanzen, aber er brach mit einem Bein durch den Bretterflur. Das schien ihm nicht gehener zu sein, und um sich etwas zu beruhigen, setzte er sich nun ohne weitere Umstände zwischen die Wagen, die natürlich in Splitter krachten. Die Splitter drangen in sein dickes Fell, so daß er aussah wie ein kolossales Nabelkissen. Während nun dieser Vater aller Sünden die beschriebene schreckliche Verwüstung und Konfusion anrichtete, mit den Viktorias und Landauern Regel spielte, die Räder abrieb und gegen die Wände schlenkerte, von wo sie wie Nicotinschüsse zurückprallten, hörte ich jammernde, klagende Stimmen von oben, und da sah ich denn die ganze Antonio'sippe, die Firma, die Familie, welche die bittersten, grauigsten Flüche auf mich herabschleuderten, weil ich in ihrem Gehege Zuflucht gesucht hatte und mein lebenswüthiger Begleiter unten im Magazin mit den Equipagen der Aristokratie Ballet tanzte."

"Können Sie ihn nicht anderweitig beschäftigen?" schrie der verzweifelte alte Antonio, der mit seiner großen weißen Weste wie ein Beiseffener auf dem flachen Dache heruntanzte. "Beschäftigen Sie ihn, schaffen Sie ihn aus meinem Hofe, oder ich belange Sie gerichtlich!" Die ganze Familie schrie durcheinander: "Schlagen Sie ihn, treiben Sie ihn, knien Sie ihn, stoßen Sie ihn, Herr Soldat!"

"Der ist beschäftigt genug," sagte ich. Ihn jetzt in's Gehege zu kommen, hieß geradezu blindlings mein Leben auf's Spiel setzen. Aber ich wollte doch etwas thun, und so nahm ich denn die leere Schnapsflasche — sie war nur halb voll, als ich sie fand — und warf sie ihm an den Kopf. Er drehte sich um und steckte seinen großen, dicken Kopf, kaum drei Fuß unter mir, in die Veranda hinein. Ich weiß nicht, war es der glatte, breite Rücken, der mich verlockte, oder der Schnaps — kurzum, im nächsten Augenblick fand ich mich auf allen Vieren auf dem Rücken des Leviathans! Ich hatte während dieser ganzen Aufregung meine Büchse krampfhaft festgehalten; ich klammerte mich mit meinen Armen um seinen Hals und drückte meine Kniee unter seine Ohrlappen. Sobald er mich auf seinem Rücken fühlte, stürzte er mit einem lauten Schrei aus dem Gehege hinaus. Da packte ich meinen Snider mit beiden Händen beim Lauf und fing an, ihm mit dem Kolben zwischen die Ohren zu hämmern, bis mir die Arme weh thaten. Es war verlorenes Mühen! Sie hätten ebenso gut auf das Deck eines Panzerschiffes mit einem Spazierstöckchen klopfen können, um die Maschine anzuhalten, weil Sie sich sekrank fühlten. Aber ich hieb immer wacker drauf los, mit aller Kraft, die in mir war, und ich versichere Sie, mein Herr, die war nicht gering in jenen Tagen. Ich hieb und hieb, bis ich in Schweiß gebadet war; und er mußte doch anfangen, etwas davon zu merken, denn anstatt ganz gleichgültig zu bleiben, fing er an, von Zeit zu Zeit zu grunzen. Jetzt kamen wir wieder mit

Trompetengeschmetter auf den Paradeplatz. Ich hämmerte und hämmerte, ohne einen Augenblick inne zu halten, um seine Aufmerksamkeit zu beschaffen, damit er nicht mit mir unter die Bäume lief und mich abschabte wie einen Breiumschlag. Der Paradeplatz und die Straßen waren alle noch leer, aber die Kasernendächer waren alle voll Soldaten, und zwischen dem Grunzen des wüthenden Anarchisten und meinem eigenen Stöhnen — das Neunen hatte mich etwas außer Athem gebracht — konnte ich hören, wie sie mit den Händen klatschten und mir Bravo zuriefen. Das Ungethüm wurde mehr und mehr konfus und begann im Kreise herumzulaufen.

"Herr Gott, Terenz," sagte ich mir, "da tanzt ja Alles im Kreise herum. Aber Anstand und Feinheit über Alles! Wenn Du so weiter hämmerst, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Du diesem kleinen Spatzvogel den Schädel zerfällst; und wenn Du jetzt aus dem Loch kommst und die Affäre mit Kearney's Nase abgeblüht hast, wirst Du wahrscheinlich in ein anderes spazieren, wegen Todtschlags eines Elefanten Ihrer Majestät." Und so versuchte ich denn, auf glütlichem Wege ihn zur Vernunft zu bringen, und fing an, ihn zu kareffiren."

"Kareffiren? Wie in des Teufels Namen hast Du denn das angefangen? Du konntest ebenso gut versuchen, einer Kaserne die Backen zu streicheln," sagte Ortheris.

"Ich versuchte alle möglichen Schmeichelworte, sagte: 'Komm her, mein Hündchen, hübsches, kleines, Kästchen, komm her, Miezchen! Engelschen, mein Herzblatt, meine Krone, mein Zuckerplüppchen!' Und schließlich hieb ich ihm mit aller Kraft, die mir geblieben war, einen Schlag hinter die Ohren. Ob es nun meine hübschen Worte waren oder der letzte Hieb, kurzum, er stand mit einem Male still wie ein Baum zwischen den Baracken."

"Ist denn Niemand da, der mir von diesem blutdürstigen, mörderischen Vulkan herabhilft?" rief ich.

"Noch einen Augenblick Geduld!" schrie mir eine Stimme zu. "Die anderen Elefanten kommen gleich!"

"Barmherziger Himmel," rief ich, "soll ich denn den ganzen Elefantenmarschall zureiten? Kommt und nehmt mich herunter, Ihr feigen Lumpen!" Jetzt kamen ein paar fette Elefantendamen mit einem Kommissariatssergeanten und mehreren Mahouts um die Ecke.

"Aha!" dachte ich mir, "hier kommt Verstärkung! Mein Sohn," sagte ich zu meinem grimmigen Potiphar, "sie werden uns alle Beide in's Loch bringen. Beim Anblick der Damen fing der alte Sünder an, mit dem Kopfe in der lebenswüthigsten Weise hin und her zu wackeln, und daß er nach meinem Hämmern noch zu irgend einer Galanterie aufgelegt war, das ging mir wirklich zu Herzen. Ich selber bin augenblicklich etwas in Ungnade," sagte ich, "aber ich will mein Bestes für Dich thun. Willst Du mit mir in's Loch gehen, wie ein Mann, oder willst Du ein Gel sein und Dich dagegen sträuben?" Mit diesen Worten gab ich ihm einen letzten entsehligen Hieb, und er stieß ein tiefes, dumpfes Nechzen aus und ließ seinen Müffel fallen. "Halt," rief ich den Mahouts zu. Ich konnte merken, daß mein alter Freund unter mir nachdenklich wurde, denn er streckte seinen Müffel lang aus und ließ ein höchst melancholisches Luten ertönen. — Der Serfzer eines Elefanten," dachte ich mir, "und ich wußte, daß er die weiße Fahne aufgezogen hatte. Ich hatte jetzt nichts weiter zu thun, als seine gekränkten Gefühle zu schonen."

"Der hat genug," sagte ich. "Macht Platz links und rechts. Jetzt gehen wir Beide ruhig in's Loch!"

"Sind Sie ein Mensch oder ein Wunder?" fragte der Kommissariatssergeant.

"So etwas zwischen Beiden," antwortete ich stolz. "Aber können Sie mir vielleicht sagen, wer oder was daran schuld ist, daß diese große Bestie sich so höchst unanständig benommen hat?"

"Ich war nicht auf dem Platze," erwiderte der Sergeant, "als der Skandal anfing. Dieser Elefant war mit anderen dabei, Felle zu tragen, und man nahm ihn von da fort und spannte ihn in einen Kamonenzug. Ich wußte wohl, daß ihn dies nicht



gefallen möchte, aber ich hatte keine Ahnung davon, daß er es sich beratt zu Herzen nehmen würde.  
 „Ja, wissen Sie, was dem Einen zusagt, ist Gift für den Anderen,“ erwiderte ich. „Zum Beispiel: es war gerade das verfluchte Betttragen, das mich auch in's Unglück gestürzt hat.“ — Mein Herz war in innigster Sympathie mit dem alten Doppelschwanz.

„Wir wollen hier Halt machen,“ sagte der Sergeant, als wir bei den Elefantenslinien angekommen waren. Sämtliche Mahouts und die kleinen nackten Kinder stürzten jetzt heraus und schimpften auf meinen kleinen Pony los, so daß man es eine Meile weit in der Runde hören konnte.

„Kommen Sie her auf meinen Elefanten,“ sagte der Sergeant, „sonst giebt es noch mehr Unglück!“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen,“ rief ich, „und schaffen Sie diese heulende Bande weg, sonst trampelt er sie alle zu Drei. Ich sehe, daß er schon wieder anfängt, mit den Ohren zu wackeln. Und Sie, mit Ihren unmoralischen Elefantendamen, machen Sie sich auch aus dem Stambe. Ich werde hier absteigen. Ich bin ein Irländer! Dieser Kerl hier, trotz seiner langen Indemasse, ist auch ein Irländer und soll wie ein Irländer behandelt werden.“

„Sie sind wohl Ihres Lebens müde?“ fragte der Sergeant.

„Durchaus nicht,“ sagte ich, „aber Einer von uns beiden muß seinen Willen haben — und es scheint mir, daß ich Derjenige sein werde. Nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen!“ — Die beiden Elefanten marschirten ab, und mein alter Freund stand stockstill vor seinem Stall.

„Auf die Knie!“ rief ich und gab ihm noch zum Abschied einen Hieb auf den Kopf. Er fiel auf die Knie, eine mächtige Schulter nach der anderen, gerade wie ein Bergsturz nach einem Regenschauer. — „Siehst Du wohl,“ sagte ich, als ich mich an seinem Hüffel heruntergleiten ließ und mich vor ihn hinsetzte, hier ist ein Mann, der stärker ist als Du.“ Er legte seinen plumpen Kopf wie ein Kätzchen zwischen seine beiden Vorderbeine und sah aus wie das Bild der Anschul und Verlassenheit. Seine haarige Unterlippe zitterte, und er wußte mit den Augen blinzeln, um nicht zu weinen.

„Im Gotteswillen!“ sagte ich zu ihm und vergaß völlig, daß ich es nur mit einem dummen Vieh

zu thun hatte. „Nimm doch die Sache nicht so schwer!“ Ich streichelte seine Backen und fragte ihn zwischen den Augen und an der Spitze seines Rüssels und sprach ihm während der ganzen Zeit freundlich zu. „So, so! Nun will ich es Dir hübsch bequem machen, und ein schönes Bett sollst Du heute Nacht haben.“ — Schicken Sie mir ein paar von den Kindern her,“ sagte ich zu dem Sergeanten. „Der Anblick eines Mannes könnte ihn wieder wild machen.“

„Woher kamst Du denn mit einem Male alle diese hübschen, kleinen Baunen und Ungewohnheiten?“ fragte Ortheris spöttisch.

„Weil ich ihn besiegt hatte, mein Sohn!“ sagte Terenz großartig.

„Um,“ machte Ortheris mit einem Ausdruck zwischen Zweifel und Spott. „Nun, erzähle nur weiter!“

„Der kleine Junge seines Mahouts und noch ein paar andere Sinnenbabys, die sich vor nichts fürchten, kamen herbeigelaufen und sprachen freundliche, schmeichelnde Worte zu ihm. Sie häßkelten ihn, streichelten ihn und schlangen ihre kleinen, braunen Arme um seinen Rüssel. Einige holten Wasser und wuschen ihm den wunden Kopf. Dabei sah ich erst, wie furchtbar ich die arme Bestie zugerichtet hatte. Andere zogen die großen Splitter der zertrümmerten Wagen aus seinem Fell. Wir rieben ihn und putzten ihn wie ein junges Rennpferd, und schließlich setzten wir ihm einen mächtigen Umschlag von kühlenden Kräutern auf den Kopf, so daß es ansah, als hätte er sich eine weiße Nachtmütze aufgesetzt. Dann legten wir einen großen Haufen jungen Zuckerrohrs vor ihn hin, und er, sichtlich getröstet, fing an zu kauen.“

„So,“ sagte ich, „jetzt wollen wir einen Schluck auf gute Freundschaft trinken!“ Ich schickte einen von den kleinen Buben nach der Marketenberhütte und ließ ein Quart Rum holen. Die Marketenberin schickte mir für mich selbst, nach der überstandenen Anstrengung und Aufregung, ein Glas Whisky, und ich konnte sehen, wie der alte Sänder mit den Augen blinzelte, um damit auszudrücken, daß er ebenso gut wisse, was ein ordentlicher Schnaps sei, wie ich es weiß — zu meinem Unglück! — Ich kam ihnen folgen, er trank sein Quart wie ein guter Christ. Dann legte ich ihm die Ketten an die Vorder-

hinterbeine, gab ihm meinen Segen und ging nach den Baracken zurück.

„Sie können sich wohl denken, es war eine große Aufregung im Lager. Der Oberst gab mir zehn Rupien, der Adjutant und der Kompagnie-Chef gaben mir auch jeder zehn Rupien. Und meine Kameraden, die trugen mich im Triumph durch das ganze Lager!“

„Kußtest Du denn schließlich doch noch in's Loch gehen?“ fragte Ortheris.

„Gott bewahre! Ich habe nie wieder ein Wort über das kleine Mißverständnis mit Kearney's Nase gehört, wenn Du das meinst; aber einige von meinen Kameraden mußten an diesem Abend, ganz gegen ihre Erwartung, in's Loch! Man braucht sich eigentlich nicht darüber zu wundern, sie hätten zwanzig Rupien zu verkaufen. Ich legte mich hin, denn ich konnte mich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten. — Alles in Allem ist es kein Spaß, auf einem wüthenden Elefanten zu reiten.“

„Schließlich wurden wir die besten Freunde, der alte Sänder und ich. Ich besuchte ihn häufig des Nachmittags und schwatzte mit ihm; er saute an einem Zuckerrohr und ich an einem anderen. Er holte Alles aus meinen Taschen hervor und steckte wieder hinein, was er nicht gebrauchen konnte. Von Zeit zu Zeit gab ich ihm eine Flasche Bier, häufiger noch guten Rath. Ich ermunterte ihn zu treuer Dienstleistung und Pflückerfüllung und sagte ihm, er solle sich nur in Acht nehmen, daß er nicht wieder in's schwarze Buch käme.“

„Nach einiger Zeit, wie es so geht, mußte er fort. Er wurde nach einer anderen Garnison versetzt. So ist's ja immer in der Armee, daß sich zwei gute Freunde trennen müssen, sobald sie sich gefunden haben.“

„Haben Sie ihn denn nie wieder gesehen?“ fragte ich.

„Glauben Sie den ersten Theil meiner Erzählung?“ war Terenz' Antwort.

„Ich will warten, bis Learoyd kommt“, erwiderte ich ausweichend. Wenn er nicht ganz besonders von den beiden Anderen geschult war oder einen unmittelbaren materiellen Gewinn vor sich sah, konnte man sich nämlich darauf verlassen, daß der Yorkshire-Bauer keine Unwahrheit sagte, während Terenz, wie ich wußte, eine unbegrenzte Einbildungskraft besaß.

(Schluß folgt.)



Die raube Hand.\*

Wach, warum ziehst du die Hand,  
 Die du mir giebst, so rasch zurück?  
 Warum erschreust du und seufzt  
 Verlegen vor mir deinen Mund?  
 Du schämst dich wohl, weil deine Hand  
 Nicht wie der Andern hart und weich,  
 Und wohlgepflegt und ringelgeschmückt —  
 Weil sie nur hart und schwelekräftig?

Erörre nicht, ich weiß es ja,  
 Was sie gethan, die raube Hand:  
 Sie spielte nicht mit Sausen und Fier,  
 Mit Schmeiß und goldnem Zitterlaub;  
 Hat auch den Fächer nie geführt,  
 Schrieb keine Verse auf's Papier  
 Und Lämpchen nicht im Salon  
 Zeitkammerstück auf dem Meier.

Doch hat den Fächer sie gepflegt,  
 Der krank gelegen manches Jahr,  
 Und hat auch noch dabei geschmückt  
 Für der Geschwister kleine Schaar.  
 Für Ade hat die eine Hand  
 Das Lebens Lichtlein geführt!  
 Das ist fürwahr kein leichtes Werk  
 Für eines Mädchens schwache Kraft.

\* Aus: „Die Ferkelskinder.“ Eine Anspielung auf den Text, herausgegeben von Pauline Gessner. Berlin und Leipzig. Gessner & Zeyher.

Sie wollte nicht, die treue Hand,  
 Sie schaffte rasch und ruhelos —  
 Und kam sie auch in mancher Nacht  
 Vor Müde zitternd in den Schooß.  
 Da schwand die Zartheit bald dahin,  
 Es ward die einst so schöne Hand  
 Ein unheimlich schwelekräftiges Ding,  
 An dem kein Auge Freude fand.

Und doch! wie gilt sie mir viel mehr,  
 Als jene Händchen fein und zart,  
 Für die ein gültiges Geschick  
 Der Arbeit harter Laß erspart.  
 Für solche Händchen hat der Gek  
 Nur jede Schmeißerei bereit;  
 Doch deine Hand, die raube neht  
 Die Thräne ew'ger Dankbarkeit.

Georg Schauberg.

**Hirshababatz.** Im Zwielicht saup's heran und wie eine schwarze Angel schlägt es in die sahlen Gräser des verlassenen Gartens. Mit dem ersten Feuerpeil, den die Sonne über die Berge schießt, wird das Ding lebendig. Ein mattlicher, heumengroßer Vogel ist's, metallisch schimmernd seine Halsfedern. „Pa-pa-pa!“ Es klingt, als würden rasch hintereinander einige Weinplätschen emporfliegen. Ein Fickhahn also. Und schon setzt das Schleien ein, langgezogen, wie wenn ein Wekstein an der Schneide einer Sense dahinfährt. Der ganze Vogel erzittert in Liebeslust. Ueber den rollenden Augen leuchten, prägend von Blut, im Halbfinstern rothe, seine Fleischstäbchen, die

Halsfedern sind gestäubt, die hängenden Flügel erreichen den Boden, und der aufgerichtete Steiß mit dem aus schlohweißen Daunen aufsteigenden Doppelspiel steht senkrecht zur Körperachse. Plötzlich macht der Vogel einen Satz, wiegt sich, dreht und wendet sich und duckt sich wieder, als läge er auf der Lauer. In eine Pause schlägt der Balzruf eines zweiten Hahnes. Näher und näher kommt er. Einige Schritte vor dem Herausforderer fällt der Gegener ein. Der Kampf ist angenommen. Schon streicht eine Feme heran. In den nächsten Augenblicken muß es sich entscheiden, wer das Feld behauptet, wer zum Abstreichen gezwungen ist.

**Mutters Stütze.** Die Mutter hat den ganzen Tag über zu schaffen, nur Eins braucht sie nicht mehr zu thun: die kleinen Besorgungen zu machen. Das hat ihr Knechtler ihr abgenommen. Heute hat er Brot und Milch holen müssen. Das dreijährige Schwesterchen hat er auf diesen Gang mitgenommen. Bedächtig und vorsichtig tappt nun das kleine Paar wieder nach Hause. Der Junge mit dem Leinwandanzug schreitet barfüßig einher. Mit seinem rechten Arm umspannt er das Brot, mit der rechten Hand, deren Finger sich kaum so weit spreizen können, hält er den Milchnapf. Mit sorgendem Blick schaut er auf den Inhalt des Napfes; er muß aufpassen, daß die Milch nicht überfließt. Mit der linken Hand hält er das Schwesterchen am Arm. Das ist ein richtiger Hausback. Mit den kleinen Schürstiefelchen stapft es seinen Weg dahin; die rechte Hand hält das Dockerl, von dem es sich kaum des Nachts trennen kann, fest umspannt; der Zeigefinger der Linken ist in den Mund gewuchtet, und die Augen blicken so ängstlich vorwärts, als käme ein großer Hund des Weges gelaufen.

Nachdruck des Inhalts verboten!